

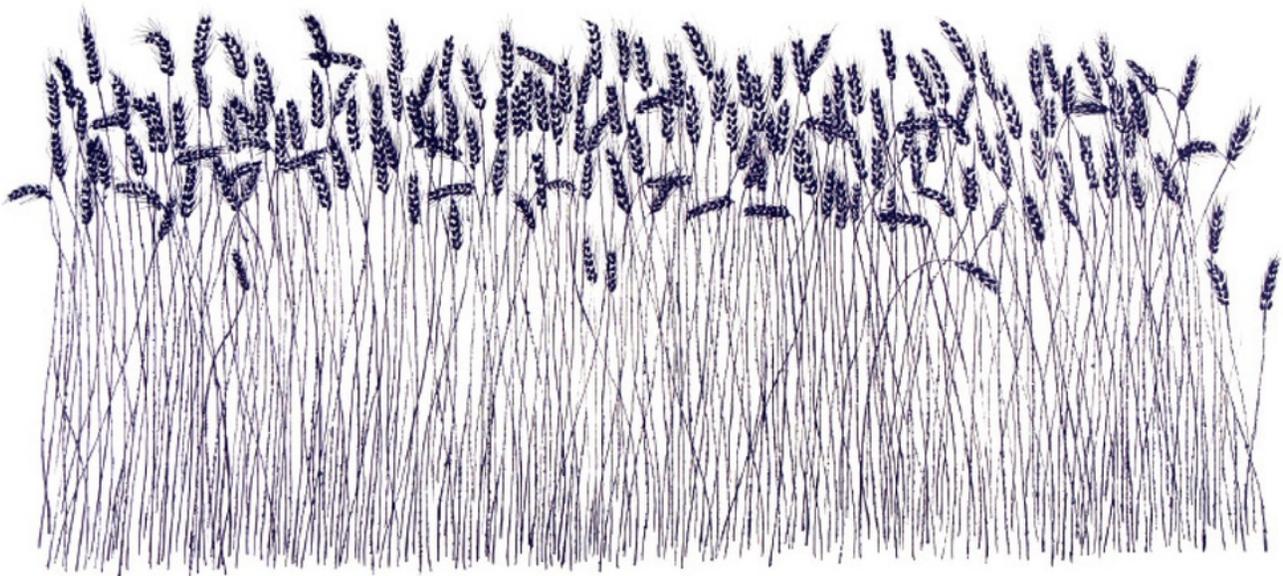
# Die Mühlen

Eine Tiefengeschichte  
der frühesten Staaten

# der Zivilisation

Suhrkamp

James C. Scott



verständlich, wenn der Zweck der Geschichtsschreibung darin besteht, die kulturellen Leistungen zu betrachten, die wir verehren, doch übersieht man dabei die Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit von Staatsformen. In einem erheblichen Teil der Welt war der Staat, selbst wenn er robust war, eine saisonale Institution. Noch bis in jüngste Zeit schrumpfte während der alljährlichen Monsunperiode in Südostasien die Fähigkeit des 31 Staates, seine Macht zu entfalten, auf den Bereich innerhalb der Palastmauern zusammen. Entgegen dem Selbstbild des Staates und seiner zentralen Stellung in den meisten Standardgeschichtswerken ist es wichtig, zu erkennen, dass er noch Jahrtausende nach seinem ersten Auftreten für einen großen Teil der Menschheit keine Konstante, sondern eine Variable war – und noch dazu eine sehr wacklige.

Noch in einem anderen Sinne ist diese Geschichte eine nichtstaatliche. Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf all die Aspekte der Staatenwerdung und der Staatenzusammenbrüche, die in den Quellen entweder fehlen oder nur schwache Spuren hinterlassen haben. Trotz enormer Fortschritte in der Dokumentation von klimatischen Veränderungen, demographischen Verschiebungen, Bodenqualität und Ernährungsgewohnheiten gibt es viele Aspekte der frühesten Staaten, die man in den materiellen Überbleibseln oder in frühen Texten kaum findet, weil es sich um schleichende, langsame, vielleicht symbolisch bedrohliche oder gar nicht erwähnenswerte Prozesse handelt. Zum Beispiel kam es offenbar recht häufig zur Flucht aus den frühen Staaten in periphere Gebiete, aber da eine solche Flucht dem Narrativ des Staats als des zivilisierenden Wohltäters seiner Untertanen widerspricht, wird sie in obskure Gesetzeskodizes verbannt. Ebenso wie andere Autoren bin ich so gut wie sicher, dass Krankheiten ein Hauptfaktor für die Fragilität der frühen Staaten waren. Ihre Wirkungen sind jedoch schwer zu dokumentieren, da sie so plötzlich auftraten und so wenig verstanden wurden, zumal viele epidemische Krankheiten keine offensichtlichen Signaturen an den Skeletten hinterließen. Ähnlich ist auch das Ausmaß von Sklaverei, Knechtschaft und Zwangsumsiedlung nur schwer dokumentierbar, weil ohne Fesseln Sklaven und freie Untertanen nicht zu unterscheiden sind. Alle Staaten waren von nichtstaatlichen Völkern umgeben, doch aufgrund ihrer Verstreuung wissen wir herzlich wenig über ihr Kommen und Gehen, über ihre veränderliche Beziehung zu den Staaten und über ihre politischen Strukturen. Wenn eine Stadt bis auf die Fundamente niedergebrannt ist, lässt sich oft nur schwer sagen, ob die Ursache ein auf Fahrlässigkeit zurückzuführendes Feuer war, wie es sämtliche antike Städte bedrohte, 32 die aus brennbaren Materialien errichtet waren, ob es einen Bürgerkrieg oder einen Aufstand gegeben hatte oder ob die Stadt Opfer eines Raubzugs geworden war.

So weit wie möglich habe ich versucht, meinen Blick von dem blendenden Glanz der staatlichen Selbstdarstellung abzuwenden, und habe nach historischen Kräften gesucht, die von dynastischen und schriftlichen Geschichtsdarstellungen systematisch übersehen werden und den archäologischen Standardtechniken widerstehen.

## Kurzer Vorausblick auf unsere Reise

Das erste Kapitel wendet sich dem Thema der Zähmung des Feuers, der Züchtung von Pflanzen und Tieren sowie der Konzentration von Nahrungsmitteln und Menschen zu, die durch eine solche Domestikation möglich wird. Ehe wir zum Objekt einer Staatsbildung gemacht werden konnten, mussten wir uns in beträchtlicher Zahl und in der begründeten Erwartung, nicht unmittelbar Hungers zu sterben, sammeln – oder *versammelt werden*. Jede dieser Domestikationen ordnete die natürliche Welt neu in einer Weise, die den Radius einer Mahlzeit erheblich verminderte. Das Feuer, das wir unserem älteren Verwandten Homo erectus verdanken, war unsere beste Trumpfkarte, weil es uns die Möglichkeit eröffnete, die Landschaft so umzugestalten, dass fruchttragende Pflanzen – Nuss- und Obstbäume, Beerenbüsche – bessere Bedingungen vorfanden, und Weideland zu schaffen, das begehrte Beutetiere anziehen sollte. Das Küchenfeuer machte eine Vielzahl bis dahin unverdaulicher Pflanzen genießbar und zugleich nahrhafter. Wir verdanken unser relativ großes Gehirn und unser relativ kleines Gedärm (verglichen mit dem anderer Säugetiere, einschließlich der Primaten) offenbar der Hilfe der externen Vorverdauung, die uns der Kochvorgang bietet.

Die Domestikation von Getreidearten – in diesem Falle vor allem <sup>33</sup>Weizen und Gerste – sowie von Hülsenfrüchten fördert diesen Konzentrationsprozess. In Koevolution mit den Menschen wurden die Sorten vor allem nach der Größe ihrer Früchte (Samen), ihrer bestimmten Reifung und ihrer Dreschbarkeit (der Eigenschaft, die reifen Körner im Fruchtstand festzuhalten und nicht sofort fallen zu lassen) selektiert. Sie lassen sich Jahr für Jahr um das Haus (*domus*, den Wohnsitz und seine unmittelbare Umgebung) herum anpflanzen und liefern eine recht verlässliche Kalorien- und Proteinquelle – entweder als Vorrat in einem schlechten Jahr oder als Grundnahrungsmittel. Domestizierte Tiere – hier vor allem Schafe und Ziegen – lassen sich unter demselben Gesichtspunkt betrachten. Sie leisten uns als vierfüßige (oder, was Hühner, Enten und Gänse angeht, zweifüßige) Sammler gefällige Dienste. Dank ihrer Darmbakterien können sie Pflanzen verdauen, die wir nicht finden und/oder abbauen können, und erstatten uns diese sozusagen in »zubereiteter« Form als Fett und Protein zurück, die wir sowohl benötigen als auch verdauen können. Wir züchten diese domestizierten Tiere wegen der Eigenschaften, die wir uns wünschen: rasche Vermehrung, Ertragen von Gefangenschaft, Fügsamkeit, Fleisch-, Milch- und Wollproduktion.

Die Pflanzen- und Tierzucht war, wie gesagt, für die Sesshaftwerdung keine strikte Notwendigkeit, schuf jedoch die Bedingungen für ein beispielloses Niveau der Nahrungs- und Bevölkerungskonzentration, zumal in den günstigsten agroökologischen Umgebungen: reiches Schwemmland oder Lößböden sowie ganzjährig Wasser. Deshalb wähle ich als Bezeichnung für solche Plätze »neue speziesübergreifende Siedlungen des Spätneolithikums« [*late-Neolithic multispecies resettlement camps*]. Wie sich zeigen sollte,

boten diese neuen Siedlungen zwar ideale Voraussetzungen für die Staatenbildung, bedeuteten aber erheblich härtere Arbeit als Jagen und Sammeln und waren der Gesundheit ganz und gar nicht zuträglich. Warum jemand, der nicht durch Hunger, Gefahr oder physischen Zwang dazu veranlasst wurde, bereitwillig das Jagen, Sammeln oder Viehhüten zugunsten der Vollzeit-Landwirtschaft hätte aufgeben sollen, ist schwer vorstellbar.

Der Ausdruck »domestizieren« wird normalerweise als ein aktives <sup>34</sup>Verb verstanden, das ein direktes Satzobjekt regiert, wie etwa in »Der Homo sapiens hat den Reis, das Schaf usw. domestiziert«. Dabei wird die aktive Handlungsmacht der Domestizierten übersehen. Es ist zum Beispiel nicht so eindeutig, inwieweit wir den Hund oder der Hund uns domestiziert hat. Und was ist mit den »Tischgenossen« – Spatzen, Mäusen, Kornkäfern, Zecken, Wanzen –, die nicht in die neuen Siedlungen gebeten worden waren, aber sich ungefragt einfanden, weil ihnen die Gesellschaft und die Nahrung zusagten? Und was ist mit dem »obersten Domestikator« Homo sapiens? Wurde er nicht seinerseits domestiziert, gefangen in der Tretmühle des Pflügens, Säens, Jätens, Mähens, Dreschens, Mahlens, alles um seines Lieblingsgetreides willen und zur Erfüllung der täglichen Bedürfnisse seines Viehs? Es ist fast eine metaphysische Frage, wer im Dienste wessen steht – zumindest so lange, bis es Zeit zum Essen ist.

Die Bedeutung der Domestikation für Pflanzen, Menschen und Tiere wird im zweiten Kapitel untersucht. Wie schon andere vor mir lege ich dar, dass Domestikation als expansiver Prozess verstanden werden sollte, als fortwährende Anstrengung des Homo sapiens, die gesamte Umwelt nach seinem Geschmack zu formen. Angesichts der geringen Kenntnisse des Menschen über das Funktionieren der natürlichen Welt könnte man sagen, dass diese Anstrengung in ihren *unbeabsichtigten* Folgen ergiebiger war als in ihren beabsichtigten. Während der Beginn des *starken* Anthropozäns von manchen Autoren mit dem weltweiten radioaktiven Niederschlag im Anschluss an den Abwurf der ersten Atombombe angesetzt wird, gibt es ein »schwaches« Anthropozän – wie ich es genannt habe –, das mit der Verwendung des Feuers durch den Homo erectus vor ungefähr einer halben Million Jahren beginnt und mit der Räumung von Anbauflächen und Weideland durch Brandrodung zu Entwaldung und Auflandung führt. Die Auswirkungen und das Tempo dieses frühen Anthropozäns wachsen Hand in Hand mit der Weltbevölkerung, die im Jahr 2000 v. Chr. auf ungefähr 25 Millionen Menschen anschwillt. Es gibt keinen besonderen Grund, auf dem Etikett »Anthropozän« zu beharren – ein Ausdruck, der zurzeit ebenso sehr in Mode wie umstritten ist –, <sup>35</sup> doch es gibt viele Gründe, auf den globalen Wirkungen der Domestikation des Feuers, der Pflanzen und des Weideviehs auf die Umwelt zu insistieren.

Die »Domestikation« veränderte die genetische Konstitution und die Morphologie der Getreidepflanzen wie auch der Tiere rings um das Haus. Die Ansammlung von Pflanzen, Tieren und Menschen in landwirtschaftlichen Siedlungen schuf eine neue und

weitgehend künstliche Umgebung, in der der darwinsche Selektionsdruck neue Adaptationen förderte. Die neuen Getreidesorten wurden zu »Pflegefällen«, die nicht ohne unsere beständige Aufmerksamkeit und Obhut überleben konnten. Weitgehend das gleiche galt für domestizierte Schafe und Ziegen, die kleiner und gutmütiger wurden, weniger auf ihre Umgebung achteten und deren sexueller Dimorphismus sich zurückbildete. Ich frage mich in diesem Zusammenhang, ob es wahrscheinlich ist, dass ein ähnlicher Prozess uns selbst betraf. Wie wurden auch wir von unserem Haus, von unserer Bindung an einen Ort, von der wachsenden Populationsdichte, von den verschiedenen Mustern unserer physischen Tätigkeit und sozialen Organisation domestiziert? Und wenn man schließlich die Lebenswelt der Landwirtschaft – die nun einmal dem Takt einer vorherrschenden Getreideart gehorchen muss – mit der Lebenswelt der Jäger und Sammler vergleicht, so möchte ich behaupten, dass das Leben der Bauern an Erfahrungen viel beschränkter und in kultureller wie ritueller Hinsicht ärmer ist.

Die Belastungen im Leben der Nichteliten in den frühesten Staaten, Thema des dritten Kapitels, waren beträchtlich. An erster Stelle stand, wie schon bemerkt, die Mühsal der Arbeit. Es besteht kein Zweifel, dass – eventuell mit Ausnahme der Schwemmlandwirtschaft [*décrue agriculture*] – der Ackerbau sehr viel beschwerlicher war als das Jagen und Sammeln. Wie Ester Boserup und andere bemerkt haben, gibt es in den meisten Umgebungen keinen Grund, warum ein Wildbeuter zur Landbestellung übergehen sollte, es sei denn, er würde durch den Bevölkerungsdruck oder irgendeine Art von Zwang dazu genötigt. Eine zweite große und ungeahnte Belastung beim Übergang 36 zum Ackerbau waren die unmittelbaren epidemiologischen Folgen der Konzentration nicht bloß von Menschen, sondern von Vieh, Getreide sowie der erheblichen Menge von Parasiten, die in ihrem Gefolge mit ins Haus zogen oder sich dort entwickelten. Krankheiten, mit denen wir heute vertraut sind – Masern, Mumps, Diphtherie und andere Ansteckungskrankheiten – traten zum erstenmal in den frühen Staaten auf. Es scheint fast sicher, dass ein Großteil der frühesten Staaten in der Folge von Epidemien – analog der Antoninischen oder der Justinianischen Pest im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung oder dem Schwarzen Tod im vierzehnten Jahrhundert in Europa – zusammenbrach. Es gab aber noch eine weitere Seuche: die Plage der Steuern, die der Staat seinen Untertanen in Form von Getreideabgaben, Arbeits- und Kriegsdiensten über die drückende landwirtschaftliche Arbeit hinaus abverlangte. Wie gelang es dem frühen Staat unter solchen Umständen, seine Population zusammenzubringen, zusammenzuhalten und zu vermehren? Manche Autoren haben sogar die Meinung vertreten, dass die Staatenbildung *ausschließlich dort* möglich gewesen sei, wo die Bevölkerung zwischen Wüsten, Gebirgen oder einer feindseligen Peripherie eingezwängt war.<sup>11</sup>

Das vierte Kapitel ist dem gewidmet, was man als die »Getreidehypothese« bezeichnen

könnte. Es ist zweifellos verblüffend, dass im Grunde alle klassischen Staaten auf Getreide (einschließlich der Hirse) basierten. Die geschichtlichen Quellen berichten von keinen Maniokstaaten, keinen Sago-, Yamswurzel-, Taro-, Mehlbananen-, Brotfrucht- oder Süßkartoffelstaaten (»Bananenrepubliken« sind etwas anderes!). Meine Vermutung ist, dass sich Getreide am besten zu konzentrierter Produktion, Steuerschätzung, Aneignung, Katastererfassung, Vorratshaltung und Zuteilung eignet. Auf geeignetem Boden bietet Weizen die agroökologischen Voraussetzungen für dichte Konzentrationen von Menschen.

Im Gegensatz dazu wachsen die Knollen der Cassava (auch als Maniok oder Yucca bekannt) unter der Erde, brauchen wenig Pflege, sind leicht zu verstecken, reifen binnen eines Jahres und können, was das Wichtigste ist, ohne weiteres in der Erde gelassen werden, wo sie <sup>37</sup> zwei weitere Jahre lang genießbar bleiben. Wenn der Staat kommt und einem die Cassava abnehmen will, wird er eine Wurzelknolle nach der anderen ausgraben müssen, und er hat dann eine Fuhre von geringem Wert und großem Gewicht zu transportieren. Wenn wir Nutzpflanzen aus der Sicht eines vormodernen »Steuereintreibers« zu bewerten hätten, würden die Hauptgetreidearten (vor allem bewässerter Reis) zu den bevorzugtesten und Wurzeln und Knollen zu den am wenigsten präferierten Arten gehören.

Daraus folgt meiner Ansicht nach, dass die Bildung von Staaten nur möglich wird, wenn es wenig Alternativen zu einer von kultivierten Getreidearten dominierten Ernährung gibt. Solange die Subsistenz sich über mehrere Nahrungsnetze verteilt, wie es bei den Jägern und Sammlern, bei den Brandrodungsbauern, bei den Sammlern von Meeresfrüchten usw. der Fall war, ist das Entstehen eines Staates unwahrscheinlich, insofern es kein leicht zu steuerndes und leicht zu erlangendes Grundnahrungsmittel gibt, das als Basis staatlicher Aneignung dienen könnte. Vorstellbar wäre, dass alte domestizierte Hülsenfrüchte – etwa Erbsen, Sojabohnen, Erdnüsse oder Linsen, die sämtlich nahrhaft sind und sich zur Lagerung trocknen lassen – für die Naturalsteuer in Frage kämen. Das Hindernis liegt in diesem Fall darin, dass die meisten Hülsenfrüchte unbestimmte Erträge liefern, weil sie sich pflücken lassen, solange sie wachsen; sie haben keinen bestimmten Erntezeitpunkt, etwas, worauf der Steuereintreiber angewiesen ist.

Einige agroökologische Milieus lassen sich dank reicher Schlammablagerungen und reichlich vorhandenen Wassers als »präadaptiert« für die Konzentration von Getreidefeldern und Menschen betrachten, und diese Gegenden sind wiederum potentielle Orte für die Entstehung von Staaten. Solche Milieus sind für die frühe Staatenbildung vielleicht notwendig, aber nicht hinreichend. Man könnte sagen, dass der Staat in einer Wahlverwandtschaft mit solchen Orten steht. Entgegen früheren Annahmen hat nicht der Staat die Bewässerung als Mittel der Bevölkerungskonzentration erfunden, von der Getreidekultivierung ganz abgesehen; beides waren Errungenschaften vorstaatlicher Völker. Was der Staat, nachdem er einmal errichtet war, jedoch <sup>38</sup> häufig